



EIN JAHR IM ELFENBEINTURM
LARS BEHRISCH

Geboren in München und aufgewachsen in der nahegelegenen Kleinstadt Landshut, verbrachte ich den größten Teil der Neunzigerjahre in Berlin, um an der dortigen Humboldt-Universität Geschichte, Russistik und Islamwissenschaft zu studieren und anschließend im Bereich frühneuzeitliche Geschichte zu promovieren. Zwischenzeitlich verbrachte ich auch längere Zeit in Hamburg und London sowie in Sankt Petersburg und in Damaskus. Nach der Promotion erhielt ich eine Anstellung an der Universität Bielefeld, wo ich den Großteil des folgenden Jahrzehnts verbrachte und meine Habilitation zum Eintritt statistischen Denkens und statistischer Praktiken in Politik und Verwaltung während des späten 18. Jahrhunderts – in vergleichend deutsch-französischer Perspektive – erarbeitete. Diese Arbeit, die ich im Jahr 2012 abschloss, erhielt 2014 den Habilitationspreis des Vereins der Historiker und Historikerinnen Deutschlands (Carl Erdmann Preis) und wurde anschließend unter dem Titel „Die Berechnung der Glückseligkeit“ veröffentlicht. Unterdessen hatte ich 2009 eine feste Anstellung an der Universität Utrecht in den Niederlanden erhalten, die ich bis heute bekleide. Zwischenzeitlich durfte ich eine einjährige Fellowship am Collegium de Lyon sowie eine ebenfalls einjährige Gastprofessur an der Humboldt-Universität wahrnehmen. Während meiner Fellowship 2021/2022 am Wissenschaftskolleg konnte ich wesentliche Teile eines Buchprojekts zu den Wurzeln der Demokratie in der Frühen Neuzeit abfassen. – Adresse: Dep. Geschiedenis en Kunstgeschiedenis, Universiteit Utrecht, Drift 6, 3512 BS Utrecht, The Netherlands. E-Mail: l.behrisch@uu.nl.

Wenn es einen Elfenbeinturm gibt, dann ist es das Wissenschaftskolleg. Hier kann man forschen, nachdenken, lesen und diskutieren, ohne umgehend Ergebnisse liefern zu

müssen. „Elfenbeinturm“ hat natürlich den negativen Beigeschmack einer dem Leben entfremdeten Lebensweise und Denkungsart. Es ist schon wahr: Leben am Wissenschaftskolleg entspricht nicht dem üblichen Alltagsleben, einschließlich dem an der Universität. Doch in Zeiten, in denen dort ununterbrochen Projekte ausgearbeitet und Drittmittel beschafft werden müssen, entsprechen Leben und Arbeiten am Wissenschaftskolleg viel mehr dem, was man früher lange als akademische Normalität angesehen und praktiziert hat: nämlich der Möglichkeit, sich kontinuierlich auf einen konkreten Gegenstand und konkrete Forschungsfragen konzentrieren zu können und sich darüber ebenso kontinuierlich mit Kolleginnen und Kollegen auszutauschen – beides ohne den Druck, schnell konkrete Ergebnisse präsentieren oder Eindruck schinden zu müssen.

Wenn das Wissenschaftskolleg alle positiven Seiten des „Elfenbeinturms“ bietet, treffen die negativen Assoziationen, die man damit meist verbindet, keineswegs zu. Denn es ist ein Turm, von dem man nach Ablauf eines Jahres heruntersteigen wird – und was man hier tut, soll nach Ablauf dieses Jahres durchaus langfristige Früchte tragen. Es ist zudem ein Turm, in dem sich mehrere Dutzend Fellows zugleich aufhalten, sich täglich begegnen und austauschen. Und schließlich ist dieser Turm nicht im Nirgendwo angesiedelt, sondern in Berlin, dessen diverse Zentren rasch zu erreichen sind. Die Fellows nutzen dies mit hoher Regelmäßigkeit und Intensität – Theater, Konzert und Oper, Lesungen und Tagungen, Kneipen, Restaurants und Clubs gehören kaum weniger zum Alltag des Lebens am Wissenschaftskolleg als das Forschen, Schreiben und Diskutieren.

Für mich war das Jahr am Wissenschaftskolleg – abgesehen von allen anderen wunderbaren Dingen – auch deshalb so willkommen, weil es mir die Gelegenheit bot, aus dem Ausland, wo ich seit gut zehn Jahren lebe und arbeite, für einige Zeit in die Stadt zurückzukehren, in der ich meine akademische Ausbildung erhalten habe und die ich sehr liebe. Ich konnte an viele alte Kontakte und Freundschaften anknüpfen, vielen das Wissenschaftskolleg zeigen und sie mit anderen Fellows bekannt machen. Dies gilt auch für meine Frau – und unsere Kinder hatten die Gelegenheit, für ein Jahr eine deutsche (Grund-)Schule zu besuchen und neue Freundschaften zu knüpfen (abgesehen von der Tatsache, dass ihre Großmutter nicht allzu weit entfernt wohnt und sie sie auf diese Weise regelmäßig besuchen konnten). Für mich und uns war das Jahr am Wissenschaftskolleg somit sowohl eine neuartige Erfahrung als auch ein Wiedereintauchen in eine Welt, die wir gut kennen und lieben und oft vermissen. Diese Kombination machte das Jahr erst recht zu etwas Besonderem.

An dieser Stelle noch ein Wort zum Grunewald! Anfangs – gefragt, wie es denn in Berlin sei – reagierte ich oft gereizt: „Wir wohnen hier nicht in Berlin, sondern im

Grunewald, einem Villenvorort von Berlin, wo es keinen Laden und keine Kneipe gibt, wo niemand zu Fuß geht außer dem Dienstpersonal und alle Kinder mit dem Porsche Cayenne zur Schule gebracht werden.“ Nun ja, das trifft schon zu – der Grunewald ist in dem Sinne wirklich nicht Berlin –, doch hat er auch sehr schöne Seiten, allen voran natürlich das viele Grün, das Wasser und die kurzen Wege in den Wald und an die herrlichsten Badeseen. Während der ersten Monate fuhr ich mit einigen anderen Fellows jeden Sonntagmorgen mit dem Rad die Koenigsallee entlang zur Krumpfen Lanke – das dauert auch bei mäßigem Fahrttempo nur eine gute Viertelstunde –, wir durchschwammen den See einmal vom einen bis zum anderen Ende und liefen dann zurück (nur eine von uns, Sophie Roux, war so sportlich, hin- und zurückzuschwimmen). Für die Jogger unter uns bot die Gegend natürlich auch mehr als genügend Auslauf; für den Winter gab es die herrliche Tischtennisplatte, auch gerne frequentiert von den vielen Fellowkindern.

Es versteht sich von selbst, dass die Möglichkeit, ein Jahr lang ebenso frei wie konzentriert an meinem Buchprojekt arbeiten zu dürfen – es handelt von den frühneuzeitlichen Wurzeln der repräsentativen Demokratie –, für mich den größten Mehrwert des Aufenthaltes darstellte. In das wirklich wunderschöne Büro, das mir zur Verfügung gestellt wurde, ging ich jeden Tag mit Freude; und anders als im universitären Alltag verließ ich es meist in dem Gefühl, den Tag hinreichend für die Lektüre, zum Nachdenken und Schreiben genutzt zu haben. Zwar habe ich es nicht geschafft, das Buch abzuschließen, wie ich gehofft, aber doch nicht ernsthaft erwartet hatte. Dennoch hätte ich im normalen Unileben niemals den Grad an Konzentration und Kontinuität aufbringen können, der es mir erlaubt hat, einen substanziellen und für mich besonders schwierigen Teil des Buches zu erarbeiten. Es ist natürlich nicht immer einfach, sich tagein, tagaus denselben Gedanken, demselben Text zu widmen; doch die Befürchtungen, dass es mir irgendwann zum Verdruss werden würde, ja ich womöglich Geduld und Motivation verlieren könnte, bewahrheiteten sich nicht – auch dank des herrlichen Ambientes und des wunderbaren akademischen und menschlichen Rahmens, den das Wissenschaftskolleg bietet.

Jeder Mensch und jeder Wissenschaftler hat unterschiedliche Bedürfnisse und Erwartungen. Es war unendlich wertvoll und erfreulich, täglich andere Fellows zu sehen und mit ihnen zu sprechen. Für mich persönlich waren dabei die spontanen Begegnungen besonders anregend – sei es im Garten der Villa Walther, auf dem Weg zum Kolleg oder in dessen Räumen –, und regelmäßig habe ich mich mit Einzelnen verabredet, für ein Bier am Abend, einen Ausflug, einen Spaziergang. Für mich ganz persönlich – und dies ist sicherlich nicht repräsentativ – waren die täglichen, gewissermaßen ritualisierten

Begegnungen in der Gruppe während des Mittagessens hingegen weniger gewinnbringend. Aus drei Gründen: Erstens bin ich es aus den Niederlanden gewöhnt (das gilt im Übrigen, wie man mir sagte, ähnlich auch für Länder des angelsächsischen Raums), nicht zu Mittag zu essen, sondern nur ein kleines Sandwich zu mir zu nehmen. Ich habe daher zur Mittagszeit eigentlich meist keinen Appetit (auch wenn das Essen natürlich immer ausgezeichnet war). Zweitens bin ich gerade in den Mittagsstunden immer so in meine Arbeit vertieft, dass ich jede Unterbrechung als ungewünschte Ablenkung und Störung empfinde. Drittens widerstrebt mir jede Art der Ritualisierung, insbesondere in Gruppen. Das einmalige Abendessen war immer sehr schön, auch da man sich abends – wenn man die Arbeit abgeschlossen hat und bei einem Glas Wein – ganz anders entspannen und in Gespräche vertiefen kann. Was mich betrifft, hätte ich es dagegen sehr bevorzugt, wenn die Teilnahme am Mittagsbuffet einem jeden freigestellt wäre – um an manchen Tagen, wenn man keinen Appetit hat, nicht dazu aufgelegt ist und/oder zu sehr in die Arbeit vertieft, ohne schlechtes Gewissen fernzubleiben (damit wären wohl gewisse Komplikationen bei der Abrechnung verbunden, die aber sicher zu lösen wären).

Von diesem Kritikpunkt abgesehen, der überdies, wie betont, auf persönlichen Neigungen beruht, war alles, was mir und uns am Wissenschaftskolleg geboten wurde – darunter nicht zuletzt auch die unerschöpfliche Freundlichkeit und Geduld sämtlicher MitarbeiterInnen –, jenseits aller Erwartungen und wird uns als solches in lebhaftester Erinnerung bleiben. Es ist ein Elfenbeinturm, der ohne Zweifel wenige seinesgleichen hat. Man steigt nur mit Mühe und Bedauern von ihm herab – wengleich getröstet davon, die Früchte der Zeit, in der man ihn bewohnte, für immer in sich zu tragen.